

werden, und so aus der Widersprüchlichkeit auf das Unvermögen der heidnischen Philosophie geschlossen wird. Andererseits werden sie als die beiden größten Autoren auch als Zeugen der Wahrheit in Anspruch genommen. Für Platon wird dabei das Schema in Anwendung gebracht, er habe zwar seine Weisheit aus dem Alten Testament, speziell von Moses, bezogen, doch habe er aus Angst, das Schicksal des Sokrates erleiden zu müssen, dieses Wissen nur verhüllt weitergegeben.

Das Werk bietet naturgemäß weniger positive christliche Theologie – wesentliche Theologumena sind der Monotheismus, weiterhin Schöpfung, Auferstehung und Gericht – als vielmehr die Auseinandersetzung mit der heidnischen Umwelt in Gestalt von Dichtung und Philosophie, wobei das ganze Denken der Kaiserzeit in den Blick kommt. Die Philosophie, mit der sich Markell (Ps.-Justin) im Besonderen auseinandersetzt, bestimmt R. als mittelplatonisch, wobei er engere Beziehungen zu Longinos und dem jungen Porphyrios konstatiert. Wichtig ist daran die Erkenntnis, daß mit dem Auftreten Plotins der Neuplatonismus nicht einen Siegeslauf angetreten hat, der für andere Positionen keinen Raum mehr gelassen hätte. Wesentlicher Angriffspunkt ist die sich aus der Timaios-Exegese ergebende Lehre von den drei Prinzipien (Gott, Ideen, Materie), wobei bereits auch die Weltseele in den Blick kommt, weiterhin die Fragen nach Seiendem und Gewordenem und ob die Ideen ihren Ort im Denken Gottes haben. Von den reichlich hundert Zitaten (je nach Zählweise) finden sich etwa zwanzig bei Euseb, wozu besonders die aus dem Timaios gehören.

Wenn in der Strukturanalyse R. feststellen muß, daß der Autor „ein an sich klares Grundkonzept ... dem Publikum nicht mit der ebenso nötigen Klarheit vermittelt“ (S. 20), so handelt es sich ja um ein Problem, das nicht nur diese Schrift betrifft. Zu fragen wäre, ob nicht damals die Herstellung eines solchen Werkes eben ganz anders vor sich ging als heute. Der Autor hatte sicher ein besseres Gedächtnis, und er hatte eine Gliederung vor Augen. Die Ausarbeitung ging aber dann doch linear vor sich, insofern in der Regel der Text einfach herunterdiktiert wurde. Unklarheiten, ja Brüche im Gedankengang, Einfügen von Assoziationen, Verlieren des Fadens sind dann Erscheinungen, die sehr schnell eintreten konnten.

Der Kommentar, der mehr als zehnmals so umfangreich wie die Schrift selber ist,

bezieht sich sowohl auf die philologischen Details wie auf den sachlichen Gehalt, wobei vor allem die Quellen, die Belege aus der heidnischen Literatur, die Parallelen in der christlichen Apologetik, aber auch die Genealogien der einzelnen Vorstellungen geboten werden. Dabei fand R. einen guten Ausgangspunkt im Apparat der Ausgabe von Marcovich (s. u.). Ein großer Teil der Belege ist im Zitat gegeben. Freilich besteht die Gefahr, daß die übergroße Fülle des Materials in der unübersichtlichen Gestaltung untergeht. Für den orphischen Hymnus OF 245 (S. 332. 550) ist auch Riedweg, Jüdisch-hellenistische Imitation eines orphischen Hieros Logos, 1993, mit umfangreicheren Nachweisen heranzuziehen.

Die Fülle des Materials wird durch Register erschlossen, die den Kommentar auch für andere Werke der apologetischen Literatur brauchbar machen. Außer einem „Lesetext“ gibt R. als Appendix auch eine Übersetzung des Werks.

Was die Textüberlieferung betrifft, so erweisen sich alle Handschriften als von einer abhängig, dem berühmten Arethas-Codex Parisinus graecus 451 von 914. Freilich fehlt hier der Schluß des Werkes, so daß auf die frühen Abschriften zurückgegriffen werden muß. R. liefert Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe. Eine solche hat zuletzt Marcovich 1990 erstellt. Da die Überlieferungsverhältnisse sehr einfach sind, beschränken sich die Abweichungen im wesentlichen auf andersartige Konjekturen und eine andere Bewertung der indirekten Überlieferung. So erfüllt auch der „Lesetext“ (S. 531–582) bereits die Forderungen einer textkritischen Ausgabe. Freilich ist eine kritische Ausgabe durch R. im Corpus Christianorum geplant. Daß dies eine gute Ausgabe wird, ist gar nicht zu bezweifeln, doch bleibt die Frage, warum bereits kritisch Ediertes mit geringen weiteren Emendationen erneut ediert wird, wo doch wichtige andere Werke nur in ungenügender Gestalt vorliegen.

Greifswald

Hans Georg Thümmel

Franz Mali: *Das „Opus imperfectum in Matthaeum“ und sein Verhältnis zu den Matthäuskommentaren von Origenes und Hieronymus* (= Innsbrucker theologische Studien 34), Innsbruck (Tyrolia-Verlag) 1991, 397 S., kt., ISBN 3-7022-1805-X.

Das Opus Imperfectum ist der umfangreichste erhaltene Matthäuskommentar

in lateinischer Sprache aus der frühchristlichen Zeit und wurde im Mittelalter entsprechend viel gelesen. Der Verfasser des Johannes Chrysostomus zugeschriebenen Werkes war ein Arianer, der gegen die Homousianer polemisiert und seine eigene Kirche (deren Klerus er angehörte) als verfolgt ansieht. Er interessiert sich aber bei seiner Exegese weniger für theologische Fragen als für das christliche Leben in der Nachfolge Jesu. Der Kommentar, der in einem guten und lebendigen lateinischen Stil geschrieben ist, zeugt von der grossen Fähigkeit und Bildung seines Verfassers. Es ist umstritten, ob ein griechisches Original dahintersteht. Wenn ja, so hat der Übersetzer sehr unabhängig gearbeitet, um ein eigenständiges lateinisches Werk zu schaffen, wenn nicht, so war der lateinische Verfasser gut zu Hause in der griechischen exegetischen Tradition. Es lockt, den Verfasser bzw. Übersetzer mit einer bekannten Persönlichkeit zu identifizieren – so etwa mit dem von dem Kirchengeschichtler Sokrates erwähnten arianischen Priester Timotheus zu Konstantinopel, der sich exegetisch betätigte und Origenes las, mit dem arianischen Bischof Maximinus, mit Anianus von Celeda, dem Pelagianer und Chrysostomus-Übersetzer, oder mit dem anonymen Übersetzer des Matthäuskommentars des Origenes – aber keiner dieser Vorschläge hat allgemeine Anerkennung gefunden.

Bisher befanden sich alle Untersuchungen über das Werk auf schwankendem Boden, weil keine kritische Ausgabe vorlag. Jetzt wird aber eine neue Edition von J. van Banning für das *Corpus Christianorum* vorbereitet (der Einleitungsband mit einer ausführlichen Beschreibung der auf Bobbio zurückgehenden handschriftlichen Überlieferung erschien 1988 als CCL 87B). Diese Ausgabe wird nicht nur einen besseren Text geben, sondern auch manche Teile, die bisher unbekannt waren, hinzufügen. van Banning stellte Mali Fotokopien des neuen Textes zur Verfügung, sodass seine Studie nicht unter dem Mangel eines unzuverlässigen Textes zu leiden hatte.

Die Arbeit Malis, eine leicht überarbeitete Grazer Dissertation des Jahres 1990, ist eine Untersuchung, bzw. eine Quellensammlung zu der Frage, ob das *Opus Imperfectum* von den Matthäuskommentaren des Origenes und des Hieronymus abhängt. Das erste Teil des Buches enthält einen sehr nützlichen, systematisch angelegten Bericht über den Stand der wissenschaftlichen Forschung zu jedem der drei Werke. Hierdurch wird der Leser auf die

verwirrende Vielfalt der Gelehrtenmeinungen bezüglich des Verfassers und der Quellen des *Opus Imperfectum* aufmerksam gemacht. Aber auch beim Matthäuskommentar des Origenes liegen die Dinge nicht einfach. Vom griechischen Text des Kommentars sind nur die Bücher 10 bis 17 (zu Mt 13,36–22,33) erhalten, während die lateinische Übersetzung die Exegese von Mt 16,13–27,66 enthält. Wo beide Fassungen vorhanden sind, bringt manchmal die eine, manchmal die andere einen Überschuss, sodaß man schließen muß, daß keine der beiden Fassungen den ursprünglichen Text vollständig wiedergibt. Außerdem sind Katenauszüge sowohl aus den erhaltenen, wie auch aus den nicht erhaltenen Büchern auf uns gekommen. Was den Kommentar des Hieronymus angeht, so zählt er seine Quellen im Vorwort auf – die Herausgeber des Werkes in CCL 77 konnten seine Abhängigkeit nicht nur von Origenes, sondern auch von Apollinaris und Theodor von Heraklea (anhand der Katenenfragmente dieser Schriftsteller) feststellen, während die von ihm erwähnte Auslegung von Didymus leider verlorengegangen ist.

Im zweiten, längsten und wichtigsten Teil seines Buches stellt Mali die Parallelen aus den drei Werken einander gegenüber und versieht sie mit kurzen Zwischenbemerkungen. Im letzten Teil faßt er seine Ergebnisse zusammen. Es folgen eine Liste der ähnlichen Stellen, ein Anhang mit zusätzlichen Parallelen zwischen Hieronymus und Origenes, ein Literaturverzeichnis und zwei Register.

Es ist Mali gelungen, eine grosse Anzahl von Parallelen zwischen dem *Opus Imperfectum* einerseits und Hieronymus und Origenes andererseits aufzudecken. Die meisten derselben sind inhaltliche Ähnlichkeiten, wo derselbe Gedanke oder dieselben Zitate in zwei oder drei der erwähnten Werke auftauchen. Man hat den Eindruck, dass der Verfasser des *Opus Imperfectum* mit diesem Stoff recht unabhängig umging. Es gibt aber auch wörtliche Parallelen. In seiner Tabelle S. 357ff. und in der Anmerkung 888 (S. 325) wählt Mali 17 Parallelen zu Origenes aus, die er als wörtlich und nicht nur inhaltlich bezeichnet. Von diesen sind manche sehr kurz und andere doch eher als nur inhaltliche Parallelen anzusehen. Bei zweien derselben (S. 135 und 282) gibt es auch eine Parallelstelle bei Hieronymus, welche meiner Ansicht nach dem *Opus Imperfectum* näher steht. Was aber auch auffällt, ist daß nicht weniger als 13 von diesen Parallelen sich nicht im durchgehen-

den Text des Origenes, sondern in Katenenausügen finden. Ein Grund dafür ist wohl der Tatbestand, dass beide (sowohl der Verfasser des *Opus Imperfectum* wie auch der Katenist) die infragekommenen Gedanken nur summarisch wiedergeben. Dies sieht man besonders deutlich an dem Beispiel auf S. 202, wo nicht nur ein Katenenauszug, sondern auch der volle Text erhalten ist. Es ist aber auch zu berücksichtigen, dass die Zuweisung der Katenenfragmente oft unsicher ist, d.h. daß manche möglicherweise aus anderen Schriften des Origenes stammen oder anderen Verfassern zuzuschreiben sind. Von den von Mali angeführten Stellen gehört eine (S. 119) zu einem von Klostermann nur in Klammern wiedergegebenen, d.h. als unecht bezeichneten Fragment (fr.70), eine zweite (S. 282, 326) zu einem Fragment, dem nichts im vollen Text entspricht (fr.469I; vgl. aber Theodor von Heraklea fr. 122 in J. Reuss, *Matthäus-Kommentare aus der griechischen Kirche, Texte und Untersuchungen* 61, Berlin 1957), während eine dritte (S. 98, 325) sich als ein Satz aus Chrysostomus entpuppt, aber auch in anderem, dem *Opus Imperfectum* noch ähnlicheren Wortlaut, nämlich als Eigentum Theodors von Heraklea erscheint (fr.26, vgl. dazu GCS Origenes 12.2 (1955) S. 71). Bei den wörtlichen Parallelen zu Origenes ist es auch interessant, dass solche sich eher zur lateinischen Übersetzung als zum griechischen Text feststellen lassen (vgl. S. 156-7, 196 (über die 'tortuosi cameli'), 206, 264, und S. 343 Anmerkung 949).

Während Mali die Parallelen zwischen dem *Opus Imperfectum* und Origenes etwas übertreibt, unterschätzt er diejenigen zu Hieronymus. In seiner Tabelle S. 357ff. bezeichnet er keine derselben als wörtlich, obwohl er doch anderswo zugibt, dass sich Übereinstimmungen bis ins Vokabular finden und 6 solche Stellen aufzählt (S. 342-3 mit Anmerkung 950). Hinzuzufügen sind zwei Stellen (von Mali auf S. 317 und 345-6 zitiert), deren Wortlaut so ähnlich ist, dass Nautin (der meint, das *Opus Imperfectum* sei ein auf griechisch verfaßtes Werk) zu dem Argument greifen mußte, sie seien Interpolationen des lateinischen Übersetzers.

Im Ergebnisteil seines Buches versucht Mali, die Unabhängigkeit des *Opus Imperfectum* von Hieronymus zu beweisen. Dass der Verfasser des *Opus Imperfectum* manchmal eine Auslegung bringt, die mit derjenigen des Hieronymus nicht übereinstimmt oder auf einem anderen Text basiert (S. 340ff.), zeigt jedoch nicht

mehr, als daß er ihm nicht in allem sklavisch folgt. Ob alle wörtlichen Übereinstimmungen sich ohne die Annahme einer direkten Abhängigkeit erklären lassen, scheint mir unsicher. Meines Erachtens hat aber Mali darin recht, daß viele der Ähnlichkeiten zwischen dem *Opus Imperfectum* und Hieronymus durch die Annahme einer gemeinsamen griechischen Quelle zu erklären sind (so S. 340f.). Wo die Gedanken ähnlich gehen, aber die Wortwahl anders ist, hat man oft den Eindruck, dass beide unabhängig voneinander aus dem Griechischen übersetzen. Es fällt auch auf, dass der Wortlaut der gemeinsamen Bibelzitate fast immer verschieden ist. Mali nimmt aber an – wenn ich ihn richtig verstehe –, diese griechische Quelle müsse immer Origenes sein (vgl. z.B. S. 187). Er scheint die Möglichkeit gar nicht zu erwägen, dass es andere gemeinsame Quellen hätte geben können – dies, obwohl er für den Teil der Exegese, zu dem der Kommentar des Origenes erhalten ist, nicht weniger als 63 Parallelen zwischen dem *Opus Imperfectum* und Hieronymus aufzählt, für die er keine entsprechende Stelle bei Origenes findet (vgl. die Tabelle, S. 362-369; 27 dieser Parallelen sind aus dem Teil des Kommentars des Origenes, in dem sowohl der griechische Text wie auch die lateinische Übersetzung erhalten ist). Er nimmt aber an, daß der Text des Matthäuskommentars des Origenes, der dem Verfasser des *Opus Imperfectum* vorlag, weder mit dem erhaltenen griechischen Text noch mit der lateinischen Übersetzung bzw. deren Vorlage identisch, sondern an manchen Stellen vollständiger war (S. 327ff.) – dies deswegen weil es Parallelen sowohl zur lateinischen wie auch zur griechischen Fassung gibt, welche in der jeweiligen anderen Fassung keine Entsprechung finden (in diesem Abschnitt sind nicht alle zitierten Beispiele überzeugend – auf S. 328 beruft sich Mali auf einen Katenenauszug (fr.418), den Klostermann als „äußerst zweifelhaft“ bezeichnet, auf S. 333 stimmt es nicht, dass eine Aussage über die „Nachfolge im Handeln, in guten Werken“ im griechischen Text steht).

Wie Mali selbst zugibt, ist das letzte Wort über das *Opus Imperfectum* noch nicht gesagt worden. Er schreibt von seiner eigenen Arbeit: „es soll mit ihr nur das Tor zur weiteren Erkundung des *Opus Imperfectum* und dessen Quellen aufgestossen werden“ (S. 356), und weist insbesondere auf drei Fragen, die gründlicher zu erforschen sind (S. 354-5: den Bibeltext, die weiteren Quellen, und den Aria-

nismus des Verfassers). Was die Quellenfrage anbelangt, so würde ich vermuten, dass es keine einfache Lösung gibt – man müsste wohl fragen, nicht nur ob der Verfasser des Opus Imperfectum die Werke des Hieronymus und des Origenes (auf Latein? auf Griechisch?) direkt benutzte, sondern auch, ob er mit Hieronymus gemeinsame Quellen zur Verfügung hatte, die ihrerseits wiederum von Origenes abhängig waren (meines Erachtens wären z.B. die auf S. 195 und 203 zitierten Parallelen, die teils Hieronymus (mentitus est/mentitur, hora tertia usw.), teils Origenes (accipio et quasi uera/ ὡς συγκαταθέμενος (quasi consentiens), Adam, et qui cum eo fuerunt/ Adam ... et eos qui fuerunt in tempore illo) näher sind, wenn nicht durch eine gleichzeitige Abhängigkeit von beiden Quellen, dann eventuell auf diese Weise zu erklären). Es werden auch manche Gedanken des Origenes zum Allgemeingut der griechischen exegetischen Tradition geworden sein, sodaß sie auch auf indirektem Wege in die späteren Kommentare hineinfließen konnten.

Wenn man auch nicht mit allen Ergebnissen Malis übereinstimmen kann, so ist dies verhältnismässig unwichtig. Die Hauptleistung seiner Arbeit besteht in dem Aufsuchen und Zusammenstellen der vielen Parallelen, die dem Leser ein eigenes Urteil ermöglichen. Dafür jedenfalls muß man ihm sehr dankbar sein.

Cambridge Caroline Bammel

*Klaus Koschorke: Spuren der Alten Liebe. Studien zum Kirchenbegriff des Basilius von Caesarea (= Paradosis 32), Freiburg/Schweiz 1991 (Universitätsverlag), 403 S., geb., ISBN 3-7278-0771-7.*

Basilius ist nicht nur deshalb besonders interessant, weil seine „kirchenkritischen Äußerungen zu den schärfsten zählen, die aus dem Bereich der Alten Kirche erhalten sind“ (S. 8), sondern auch deshalb, weil er seine Aufmerksamkeit nicht, wie fast alle anderen „reichskirchlichen Theologen“ (S. 29) – auch die beiden anderen großen Kappadokier (S. 31, Anm. 3) – auf die objektive, übergeschichtliche Heiligkeit der Kirche richtet, die sich durch allegorisch-ekklesiologische Exegese erfassen läßt, sondern auf die Urgemeinde, in welcher „die Kirche so, wie Gott sie gewollt hat, Wirklichkeit gewesen ist“ (S. 31). Dadurch bekommt die Ekklesiologie des Basilius einen stark nostalgischen Zug, wie man heute sagen würde; jeden-

falls hält er der Kirche stets „im Spiegel idealer (oder vielleicht doch eher idealisierter) Vergangenheit ihren Soll-Zustand“ vor Augen (S. 30); er will die „Bande der alten Liebe erneuern“ (Ep 70,1; S. 30), oder doch wenigstens im Kontakt mit den Kollegen die „Spuren der alten Liebe“ finden (Ep 190,3; S. 35). So erklärt sich auch der Haupttitel des Buches. Daß Basilius aber einen „Bußruf“ an die *vollkommene* Christenheit gerichtet haben soll (S. 30), ist mir unerklärlich; und in seinen praktischen Maßnahmen, um „die Kanones der Väter zu erneuern“, hat er „irregulär geweihte Landkleriker“ wohl nicht „vom Dienst *dispensiert*“ (ebda.), sondern suspendiert, bzw. ihre Weihe für ungültig erklärt; auf Seite 220 spricht Koschorke dann tatsächlich korrekt von der „Suspendierung“; allerdings identifiziert er dort ohne weitere Begründung die „Dienenden“ (hyperetountes) bzw. Diener (hyperetai) mit Subdiakonen, obwohl Basilius den Titel „hypodiakonos“ kennt und verwendet (z.B. Ep 219,2). Die Praxis zeigt sich auch in der Betonung und Deutung der Märtyrerfeste, welche die Väter „eben zu dem Zweck eingerichtet haben, um der mit der Zeit durch die räumliche Trennung entstehenden Entfremdung (allotriosis) entgegenzuwirken“ (S. 36). Die „von Basilius für erforderlich und erfahrbar gehaltene Kontinuität zur Urgemeinde setzt“ aber „ein Charismenverständnis voraus, welches das Mirakulöse ausscheidet bzw. an den Rand rückt“ (S. 37, Anm. 37). Ja, Basilius verzichtet darauf, „die Verbindung mit der apostolischen Urzeit durch eine formalisierte Sukzessions- und Traditionstheorie herzustellen“ (S. 38).

Verf. befaßt sich auch mit der berühmten Abschaffung des Bußpriesteramtes in Konstantinopel im Jahre 391, obwohl die längst nicht mehr in die Lebenszeit des Basilius fällt, und findet, „die Wiedergabe dieses Ereignisses bei Vorglimmer“ (Buße und Krankensalbung = Handbuch der Dogmengeschichte, Freiburg 1978, IV,3 S. 72) und in meinem „Coetus Sanctorum“ (Der Kirchenbegriff des Novatian und die Geschichte seiner Sonderkirche, Bonn 1968, S. 208f.) gehe „an der Quellenanalyse durch E. Schwartz (Gesammelte Schriften V, 354 ff.) vorbei“, und behauptet weiter, „auch das Bekenntnis vor dem Bußpriester“ sei „ein öffentlicher, kein privater Akt“ gewesen (S. 178 Anm. 93). E. Schwartz behauptet nicht nur dies tatsächlich, sondern auch, schon der Historiker Sozomenos habe „die Erzählung von der vornehmen Dame, die durch ei-